

*Man schmückt die Gräber der Propheten, aber man hat Schwierigkeiten, die prophetischen Stimmen der Gegenwart zu hören.*

*Hans Bolewski*

## Volkskirche oder was sonst?

Im gegenwärtigen Gespräch über Kirche und Gesellschaft, Kirche und Öffentlichkeit, über Kirche und Staat, über kirchliche und nichtkirchliche Religiosität, über Religion und Zukunft, über Christentum und Weltgestaltung fallen häufig zwei Stichworte, die auf gegenüberliegenden Polen angesiedelt sind. Der eine Pol heißt „Volkskirche“, der andere „Freiwilligkeitskirche“. Irgendwo dazwischen, aber sicher noch im Kräftefeld des letzteren, bewegt sich ein drittes Stichwort: „Gemeindekirche“. Auf dieses konzentrieren sich, so hat man jedenfalls den Eindruck, ausgesprochen oder unausgesprochen, sowohl jene Kräfte, die in der Erneuerung der traditionellen Gottesdienstgemeinde die Zukunft der Kirche sehen, wie auch, aber in durchaus eigener Variante, diejenigen, die die übergreifenden kirchlichen Strukturen und auch das, was man gelegentlich vereinfachend Verbandskatholizismus nennt, nicht mehr für lebens- oder nicht mehr für erneuerungsfähig halten und die ihr Verständnis von Kirche, auch von Gemeinde, primär in der örtlichen oder in der Gesinnungsgruppe realisieren möchten, die sie sowohl soziologisch wie ekklesiologisch als „Freiwilligkeitsgemeinde“ be- greifen.

### Von der Volkskirche bis ins Getto

Wie man sich das zeitgeschichtliche Profil dieses Kräftefeldes einmal vorgestellt hat und vermutlich da und dort noch heute sich vorstellt, kann man nachlesen in einer Veröffentlichung, die bereits acht Jahre zurückliegt, in der „Bilanz des Katholizismus“, herausgegeben von Norbert Greinacher und Heinz Theo Risse (Mainz 1966). Dort ist im ersten Beitrag (von Norbert Greinacher) die Rede vom Übergangsprozeß von der Sozialform der Volkskirche zu der Gemeindekirche. Und dieser Übergangsprozeß wird wie folgt charakterisiert: „(Denn) man wird sicher sagen können, daß die Zeit der Volkskirche, jener Zustand, in dem Profangesellschaft und Kirche sich deckten, ihrem Ende entgegengeht. Die Zugehörigkeit zu einer

Kirche ist in unserer heutigen Gesellschaft nicht mehr eine fraglose Selbstverständlichkeit, sondern wird immer mehr zu einer Frage, die der einzelne selbst personal entscheiden muß. Damit sind wir schon bei dem ersten Charakteristikum der Gemeindekirche: dem absoluten Freiwilligkeitsprinzip, das „die Entschiedenheit der Grundhaltung bei den Kirchenmitgliedern garantiert“ (S. 21).

Es wäre nun naheliegend, sich gleich auf diesen Übergangsprozeß und seine Voraussetzungen zu stürzen und seine Folgen zu analysieren. Doch sollte, glaube ich, eine vierte und fünfte Größe nicht übersehen werden. Sie lassen sich beide nicht so eindeutig wie die Gemeindekirche dem einen oder anderen Pol zuordnen, zeichnen sich aber durch eine hohe affirmative oder negative Wertladung aus und dienen gemeinsam zur Kennzeichnung des Schrumpfungsprozesses „volkskirchlicher Elemente“: Die vierte Größe heißt „Diasporakirche“, die fünfte „Kirche im Getto“. Karl Rahner, in jüngster Zeit einer der nachdrücklichsten Warner vor einem „neuen Marsch ins Getto“, war, wenn ich mich richtig erinnere, einer der ersten, der die Diasporasituation der Kirche und die Ver- einzelung des Christen in der ungläubigen Umwelt (einschließlich der „ungläubigen Verwandten“) beschrieb. In Erinnerung ist auch Rahners Rat an diesen Diaspora- christen, er möge „trotz seiner Zugehörigkeit zur kleinen, armen Herde der Kirche ein stolz-gelassenes Verhältnis zu der nichtchristlichen Welt finden, die ihn umgibt“. Denn dieser Christ könne sich und die anderen nament- lichen (im Gegensatz zu den anonymen) Christen nur sehen „als den Vortrupp derer, die auf den Straßen der Geschichte in das Heil Gottes und seine Ewigkeit hinein- wandern“ (Schriften zur Theologie, Bd. 6, S. 484). Viel- leicht ist dies die einzig mögliche Position, die den Chri- sten mit seiner Kirche vor dem Rückzug ins Getto be- wahrt. Karl Forster hat erst jüngst in einem Diskussions- band über Rahners Gettothese auf diesen Zusammenhang bzw. Unterschied zwischen Diaspora und Getto aufmerk- sam gemacht (Marsch ins Getto?, München 1973, S. 32 ff.; vgl. auch HK, Juni 1973, 267 ff.).

Doch handelt es sich hier in jedem Fall um die Postulierung und theologische Motivierung von *Haltungen*, die ihrerseits Reaktionen auf eine empfundene Realität sind, ohne daß die Realität, das vorhin beschriebene Kraftfeld, soziologisch auch nur einigermaßen nachprüfbar beschrieben oder definiert wäre. Unbestreitbar zutreffend ist zunächst nur eines: daß die explizit glaubenden Christen, auch in den sog. christlichen und freien Ländern des Westens eine Minderheit sind; daß sie in den täglichen Kommunikationen, im Beruf und am Arbeitsplatz als verstreuter Trupp erscheinen, die das Leben der Menschen insgesamt, jedenfalls das öffentliche, nicht sichtbar prägen. Es kann aber durchaus sein, daß dieselben „Diasporachristen“ trotz der Minderheitssituation gar keine so rechten Diasporachristen sind, weil die Umgebung gar nicht Notiz davon nimmt, daß es Christen sind, oder gar nicht Notiz davon nehmen kann. Und es kann auch durchaus sein, daß dieselben Christen „privat“, egal ob es in der Gesamtkirche eine Neigung gibt, sich ins Getto zu flüchten oder nicht, unter sich bleiben, also dort, wo die soziale Kommunikation eine persönlichere Qualität annimmt, intensiver wird, doch im Getto ihrer christlichen oder katholischen Kreise bleiben und damit jeweils ihr eigenes christliches Getto darstellen. Es wäre durchaus eine untersuchenswerte Sache, einmal nachzuprüfen, wie viele „praktizierende“ Christen einer mittleren bürgerlich bis kleinbürgerlich geprägten Großstadtpfarrei in ihren persönlichen und privaten Lebensräumen in einer echten Kommunikation mit Nichtchristen stehen oder es mit christlichen Bekannten gleicher oder verwandter Besinnung zu tun haben. Natürlich wird es von Fall zu Fall, von Schicht zu Schicht und auch von Gegend zu Gegend höchst unterschiedliche Verhältnisse geben. Es sollte nur der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen werden, daß eine realistische Betrachtung der Kirche, ihres öffentlichen Gewichts und ihrer Ausstrahlungskraft, zu berücksichtigen hat, daß wir es, wenn schon, nicht nur mit einer Gettoneigung an den Scharnierstellen der Kirche, bei Bischöfen, in Ordinariaten, aus theologischem oder institutionellem Absicherungsbedürfnis zu tun haben, sondern auch mit einer mehr oder weniger gettofreundlichen Infrastruktur unter den Christen, und daß es fließende Grenzen auch zwischen Diaspora und Getto gibt.

### **Volkskirche, aber in welchem Sinne?**

Um so mehr gelten die gleichen fließenden Grenzen für die Sachverhalte, die mit den ersten drei Stichworten angepeilt sind. Da die Frage — Volkskirche-Gemeindekirche-Freiwilligkeitskirche? — gegenwärtig offensichtlich in beiden Kirchen stark bewegt — bei den Protestanten fast noch mehr als bei Katholiken, denn wenigstens drei Landesbischöfe (Wölber, Class, Dietzfelbinger) haben in den letzten Monaten dazu Stellung genommen —, erscheint wenigstens der Versuch einer *begrifflichen Klärung*

nicht ganz als sinnlos. Die Beantwortung der Frage, ob und wie weit die christlichen Kirchen Volkskirchen sind oder bleiben, wie weit sie eine Kirche von Freiwilligen werden, in deren Gemeinden sich die absolut „entschiedenen“ Christen zusammenfinden, hängt nun einmal auch davon ab, was man unter Volkskirche genauer versteht.

In der eingangs zitierten Umschreibung wird die Volkskirche verstanden als Deckungsgleichheit zwischen Profangesellschaft und Kirche. Hier ist die Antwort einfach: eine solche Deckungsgleichheit gibt es nicht, folglich kann die Kirche in diesem Sinne nicht Volkskirche sein. Die Frage ist, ob es, konfrontiert man Kirche und Gesellschaft und nicht Kirche und Staat, im strengen Sinn so etwas geschichtlich überhaupt einmal gegeben hat. Aber das ist hier nicht von Belang; für die Gegenwart ist die Situation klar. Auch wenn man die staatlich verfaßte Gesellschaft oder einfach den Staat meint, gibt es diese (soziale) Deckungsgleichheit kaum noch, selbst dort nicht, wo — wie in Skandinavien oder in Spanien — die lutherischen Kirchen bzw. die katholische Kirche noch Staatskirchen sind. Die Deckungsgleichheit von Kirche und Nation hat es auf Grund ihres übernationalen Charakters und der päpstlich-bischöflichen Verfassung bei der katholischen Kirche ohnehin kaum gegeben. Die deutschen Protestanten beschäftigt dieser Gesichtspunkt immer noch um einiges mehr (vgl. die Darstellung von *Heinz-Dietrich Wendland* „Die Krisis der Volkskirche — Zerfall oder Gestaltwandel?“, Opladen 1971).

Aber Volkskirche kann doch wohl noch eine Menge anderes heißen: z. B. daß die Kirche zwar nicht mit dem Volk identisch ist (auch wenn nominell bis zu 94 Prozent der Deutschen in der Bundesrepublik einer der christlichen Kirchen angehören), daß sie aber im Volk eine doch mehr oder weniger beachtliche institutionelle Präsenz aufweist (dies ist auch dort möglich, wo sie keine Körperschaft öffentlichen Rechts ist) und insgesamt das Leben des Volkes noch mitprägt. Würde man von Volkskirche in Analogie zu Volksparteien sprechen, dann würde das bedeuten, daß die Kirche eine *Großgruppe* ist, die in allen Bevölkerungsschichten spürbar und einigermaßen gleichmäßig verankert ist. Volkskirche kann die Kirche aber auch sein, wenn sie ihre Diakonie und ihre Verkündigungsarbeit volksnah gestaltet und das Volk in seinen Lebensverhältnissen wirklich erreicht. Als Volkskirche muß die Kirche schließlich wohl auch dann bezeichnet werden, wenn sie, unabhängig sogar von der Zahl ihrer nominalen und aktiven Mitglieder ihren Auftrag so versteht, daß er auf die Menschen schlechthin gerichtet ist und nicht nur auf den Aufbau, die Sicherung und „Betreuung“ der eigenen Gruppe bzw. der eigenen Mitglieder beschränkt bleibt. Diese wenigen Varianten sind nicht die einzig möglichen, aber vermutlich die wichtigsten.

*In welchem Sinne* ist die Kirche nun tatsächlich Volkskirche? Bedenkt man, daß der größte Teil der Kirchen-

mitglieder trotz schwankender Kirchaustrittsbewegungen in ihrer Kirche bleiben wollen (im evangelischen Bereich nach der jüngsten Umfrage 84 Prozent, bei den Katholiken dürfte es sich kaum anders verhalten), und nach einer Schätzung aus der evangelischen Landeskirche Hannover auch in 25 Jahren noch ca. 80 Prozent der Bevölkerung einer der christlichen Kirchen angehören werden, dann kann man den christlichen Kirchen volkskirchliche Züge auch unter „reinen“ Mitgliedschaftsgesichtspunkten nicht absprechen. Daß die Kirchen auch immer noch Volkskirchen in Analogie zu Volksparteien sind, wird man ebenfalls nicht leugnen können: Die Kirchen sind, gewiß unterschiedlich, aber doch noch in genügender Streuung in allen Bevölkerungsschichten präsent, auch wenn eine Unterrepräsentanz bei der Arbeiterschaft und eine wachsende Unterrepräsentanz bei der intellektuellen und (vor allem) wirtschaftlich-technischen Führungsschicht und bei der Jugend (und zwar bei der „Jugend“ bis über dreißig) festgestellt wird. Betrachtet man die Frage nach der Volkskirche unter dem Gesichtspunkt des „Ankommens“, dann trifft allerdings zu, was Bischof Wölber vor einigen Monaten (vgl. HK, Oktober 1973, S. 493) festgestellt hat, daß die Kirchen „volkskirchlich“ nur noch auf einem Bein stehen, daß zwar ihre diakonischen Dienste von der Masse der Bevölkerung erwartet und mit einiger Bereitschaft mitgetragen werden, daß sich aber die Erwartungen hinsichtlich der Verkündigung zwar nicht ausschließlich, aber doch stark auf die regelmäßigen Gottesdienstbesucher beschränken. Die Kirche muß sich also in dieser Beziehung ohne Vorbehalte und Ausweichmanöver fragen, ob auch die volle *Motivation ihrer Diakonie*, Dienst an der Gemeinschaft aus dem Glauben zu sein, in der Breite der Bevölkerung, selbst bei denen, die von sich sagen, in der Kirche bleiben zu wollen, noch verstanden wird. Im Sinne der Ausrichtung der Kirche, ihrer Verkündigung und ihrer sonstigen Dienste, auf den Menschen schlechthin, *muß* die Kirche sogar Volkskirche bleiben, sonst würde sie ihren missionarischen Auftrag aufgeben und damit auch sich selbst und auch den Menschen, auf den sich ihr Auftrag richtet. Die Frage lautet also in dieser Beziehung nicht, ob die Kirche von ihrer volkskirchlichen Ausrichtung Abschied nehmen *muß* oder nicht. Sie lautet vielmehr, ob sie diese Ausrichtung auch *tatsächlich hat*, noch hat, wieder hat.

Diese Frage beantwortet sich nicht schon mit der Feststellung, daß wir volkskirchlich (vom Volk her) nur noch auf dem diakonischen Bein stehen, sie hat auch mit dem zu tun, was man sich unter Gemeindekirche von Freiwilligen vorstellt und natürlich noch mehr mit der Gemeinde, wie sie tatsächlich verfaßt ist. Es stellt sich nämlich der Verdacht ein, es werde nicht nur das „Ende“ der Volkskirche zu undifferenziert gesehen, sondern man idealisiere den Freiwilligkeitscharakter der Gemeindekirche oder eile wenigstens deren Wirklichkeit weit voraus. Richtig ist, daß in der kirchlichen Gesamtentwicklung (in der Ekklesiologie wie in der kirchlichen Praxis) eine starke Kon-

zentration auf die Gemeinde stattfindet. Richtig ist auch, daß die Kluft zwischen der Gemeinde und der sie umgebenden Gesamtgesellschaft wächst und daß diese größer werdende Kluft *religiös* weder durch die noch starke institutionelle Präsenz der Kirche noch durch die Gemeinden und ihre Einrichtungen (Erwachsenenbildung, Beratungsstellen, Kindergärten) überbrückt werden kann. Das Kommunikationsfeld Kirche—Gesellschaft, Gemeinde am Ort — Gesamtbevölkerung am Ort weist zwar noch zahlreiche Verbindungswege auf, aber diese Wege begehen weniger Leute, oder sie begehen sie seltener (es zeigt sich sogar ein beträchtlicher Rückgang an kirchlichen Trauungen und Taufen), und viele begehen sie nur in Richtung sozialer Dienstleistungen, wo die Kirche noch einen gewissen Vertrauensvorschuß genießt.

Das gilt aber nicht nur in einer Richtung, von der Gesellschaft zur Gemeinde hin, sondern auch von der Gemeinde in die Gesellschaft hinein. Die Gemeinde baut sich in ihren Elementen immer wieder durch denselben Personenkreis auf. Das gilt weitgehend auch für die Gottesdienstgemeinden. Zweifellos ist da und dort eine Zunahme an persönlichem Engagement, auch ein neues Interesse an Veranstaltungen der kirchlichen, vor allem der theologischen Erwachsenenbildung im gemeindlichen Bereich zu beobachten. Vielleicht sind das Hoffnungszeichen, daß die Einsatzbereitschaft wieder zunimmt. Doch wird man nicht sagen können, unsere Gemeinden zeigten bereits einen missionarischen Zug. Eher ist es wohl so, daß die Konzentration auf die Gemeindekirche den Zug zum Getto, konservativ oder/und progressiv, fördert, und zwar auch dort, wo man die Freiwilligkeitsgemeinde aufbaut. Denn entweder versteht sich die Gemeinde als Kirche am Ort, die für alle offen ist, dann ist sie nicht so homogen, daß sie schlechthin als Freiwilligkeitsgemeinde oder -kirche verstanden werden kann. Oder sie versteht sich als Gesinnungsgruppe mit bestimmter tendenzieller Zielrichtung (die nicht einfach mit Christentum identisch ist), oder eine Gesinnungsgruppe konstituiert sich als solche Gemeinde, dann kann sie zwar als Element und Teil der Kirche, aber nicht einfach *als Kirche* am Ort angesprochen werden. Schon damit verliert die sog. Freiwilligkeitskirche etwas von ihrer Idealität.

Aber es fragt sich auch, ob wir überhaupt auf ihre Realisierung zugehen und ob sie in der eingangs zitierten kategorischen Absolutheit überhaupt zu verwirklichen ist. Um diesen Zweifel zu stützen, verweise ich nur auf ein Element der Synodenumfrage, auf das sog. Ritualismusproblem speziell unter Jugendlichen (vgl. HK, Dezember 1973, 596 ff.). Man kann zwar die Prämissen, aus denen der Forschungsbericht auf das Vorhandensein von Ritualisten in der Gottesdienstgemeinde schließt, für theologisch unbrauchbare Klischees halten. Es muß ja kein Ritualist sein, wer „im orthodoxen Sinne“ nicht mehr glaubt oder nicht „fest zu ihrer (der Kirche) Lehre“ steht. Aber das Phänomen, daß man zur Kirche geht, am Gottesdienst teilnimmt ohne innere Zugehörigkeit, ist kein

bloßes Phänomen von Traditionsgesellschaften, in denen durch die familiäre und außerfamiliäre Sozialkontrolle gesorgt ist, daß der Gottesdienstbesuch selbstverständlich bleibt. Richtig und selbstverständlich ist, daß die Kirche in einer Umwelt, in der sie mit der Bevölkerung oder einem (konfessionellen) Bevölkerungsteil nicht mehr identisch ist, mehr auf Freiwilligkeit ihrer Glieder angewiesen ist. Aber auch in segmentierten Milieus, in Kleingruppen, in Familien bilden und erhalten sich Konventionen, die die ihnen zugrunde liegenden Motivationen überdauern. Deswegen kann ein gewisser Ritualismus sogar in dem Maße noch zunehmen, in dem der religiöse Sozialisationsprozeß (religiöses Familienleben, Religionsunterricht usw.) verarmt oder weniger intensiv wird.

### Missionarische Kirche mit Doppelstrategie

Das allein schon muß eigentlich Grund genug sein, nicht allein auf eine sog. Freiwilligkeitskirche zu bauen und die volksskirchlichen Elemente zu vernachlässigen. Wenn die Kirche der Gefahr entgehen will, hauptsächlich diejenigen zu „betreuen“, die (oft ebenfalls aus sehr unterschiedlichen Motiven) in ihr eine „seelische“, was gelegentlich auch heißen kann „soziale“ Heimat suchen, und ihrem Missionsauftrag gerecht werden will, dann muß sie wohl einer *Doppelstrategie* folgen. Einmal müssen durch eine vertiefte Glaubensbildung und kirchlich-soziale wie liturgische Praxis *Kerngruppen* „aufgebaut“ werden, die aus *Glaubensgründen* zu einer starken Identifizierung mit der

Kirche bereit sind, was nicht heißt, daß sie auch jede Tradition der Kirche bejahen. Dazu scheinen in der Firmungs-, aber auch in der Familienpastoral einige gute Ansätze vorhanden zu sein. Nur solche Kerngruppen können Gemeinden wieder beleben und auch die Verbindungswege zur Gesamtgesellschaft wieder neu begehen. Das wird ein langer Prozeß sein, mit kurzfristigen „Erfolgen“ ist in größerer Breite nicht zu rechnen. Doch unabhängig von der mittelfristigen Wirkung kann sich die Kirche mit einem Intensivtraining von Kerngruppen nicht begnügen, wenn sie ihr Dasein für alle nicht nur symbolisch realisieren will. Sie muß daneben auch die *offene Arbeit* in Form von Angeboten außerhalb des im eigentlichen Sinne kirchlichen Raumes intensivieren, wo mit voller Identifizierung mit der Kirche nicht gerechnet werden kann und wo man folglich auch nicht auf dieser Voraussetzung aufbauen soll. Zugleich müßte man zu einer neuen Balance in den Sektoren des freien Angebots, der „offenen“ Arbeit zwischen sozialer, lebenshilflicher und erzieherischer Arbeit kommen. Eine Verschiebung des Schwergewichts auf die beiden letzteren müßte dann die Folge sein. Nicht nur Tolerierung, sondern Forcierung z. B. offener Jugendarbeit wäre nötig. Doch wird auch hier ein Mißverständnis abzuwehren sein. Die „offene“ Jugendarbeit (ähnlich wird es in anderen Sektoren sein) kann nur mit geistigem Rückgrat erfolgreich sein. Deswegen braucht es gerade auch der „offenen“ Arbeit wegen den Aufbau von Kerngruppen. Nur wenn man den Mut zur Kerngruppe hat, wird sich auch die „offene“ Arbeit auf Dauer bewähren und die Kirche zwar nicht vor der Diaspora, aber ihre Verkündigung vor dem Getto bewahren. *D. A. Seeber*

## Kirchliche Vorgänge

### 25 Jahre Deklaration der Menschenrechte

Der 25. Jahrestag der Annahme der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte am 10. Dezember war für Regierungen und Kirchen, private und staatliche Organisationen, Einzelpersonlichkeiten und Gruppen Anlaß zu einer Fülle von Stellungnahmen, Würdigungen, Forderungen und Betrachtungen. Die am 10. Dezember 1948 unter dem deprimierenden Eindruck des Zweiten Weltkrieges und der

Schrecken des Dritten Reiches von 48 Mitgliedsländern der neu gegründeten Vereinten Nationen in Paris verabschiedeten 30 Artikel der Menschenrechtserklärung wurden dabei von niemandem kritisiert. Mit vielen Worten dagegen wurde ihnen weltweit Unterstützung zugesagt und grundlegende Bedeutung für das friedliche Zusammenleben der Menschheit heute bescheinigt. Und dennoch stand der

„Rheinische Merkur“ nicht alleine da mit seiner Behauptung, es handle sich um ein „Jubiläum mit Trauerrand“ (7. 12. 73). Die „Stuttgarter Zeitung“ (8. 12. 73) stellte einen ganzen Katalog von Fakten auf, die in direktem Gegensatz zu den Menschenrechten stehen, und kam zu dem Ergebnis, daß „angesichts einer solchen Bilanz... ein Jubiläum wie dieses eher betrüblich“ stimme.